

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 70 (1961)
Heft: 6-7

Artikel: Innere Wandlungen
Autor: Spranger, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

INNERE WANDLUNGEN

Von Eduard Spranger

(Dr. phil., Dr. phil. h. c., Dr. iur. h. c., Dr. rer. pol. h. c., o. Prof. em. Tübingen)

Zum Preise der Jugend sind viele Lieder gedichtet worden. Das Alter hat noch niemand besungen, es sei denn mit dem resignierten Ton, dass man auch ihm noch etwas Gutes abgewinnen könne. Das trifft zu, wenn man bei leidlicher Gesundheit innerlich reif geworden ist. Es entsteht dann ein Verhältnis zum Leben von ganz eigener Art. An Kraft kann man es mit den anderen nicht mehr aufnehmen; aber in der geistigen Bewältigung ist man ihnen voran.

Das Menschenleben hat seine eigentümlichen Gesetze, und nur von ihnen begrenzt gibt es einen kleinen Raum von Freiheit. Das Auge des Altgewordenen sieht in so hohem Grade das Wiederkehrende, das Gleichbleibende, heraus, dass ihm manche Gestalten und Schicksale fast zur Identität verfließen. «Nichts Neues unter der Sonne.» Man ist selbst trotz manchen Wandlungen durch das Ewig-Allgemeine hindurchgegangen. Nun betrachtet man mit verstehender Ruhe, wie das Leben auf den andern spielt, ohne dass sie doch wissen, was eigentlich mit ihnen vorgeht. Die Selbstgewissheit des falsch voranstürmenden Jünglings, den verdienstlosen Stolz des jungen Mädchens auf das, was das Blühen der Natur in ihr gebildet hat, die besinnungslose Geschäftigkeit des Mannes im Beruf, den irrenden Starrsinn, den blinden Leichtsinne, die gehaltlose Fröhlichkeit, den grundlosen Gram — das alles enthüllt sich dem betrachtenden Greis. Im günstigen Falle ist er selbst über das Trotzen und Verzweifeln hinaus. Er kennt von früher und weiss mit dem Psalmisten, dass «alles seine Zeit hat». Was er da sieht, warnend bekämpft und tröstend mildert, ist in zahllosen Gestalten immer das Gleiche: das Spiel des Lebens auf einer Menschenseele, die vom Leben ergriffen ist.

In ihm selbst, dem Altgewordenen, ist von alledem nur ein Nachklang. Was aber gibt ihm die Ruhe, die ihn darüber hinaushebt und zum eigentlichen Verstehen befähigt? — Auch in ihm und mit ihm spielt noch etwas, das er so wenig begreift, wie es je ein Mensch begriffen hat. Es ist — das Spiel des Todes mit dem Leben. Erst wenn dies Geheimnis ihm nahegerückt ist, vollendet sich der Mensch in sich. Ein Geheimnis ist nie ohne Schrecken, und dasselbe Antlitz, das den andern überlegen zuschaut, weil es viel überwunden hat, mag nach der andern Seite hin erstarren. Denn das Metaphysische, an dem so viele vorbeileben, an dem man vielleicht selbst oft genug vorbeigelebt hat, erscheint jetzt in düsterer Gestalt. Es ist die Gestalt

des Todes, die mit dem Leben spielt. Der Sinn des Daseins erscheint in verwandeltem Licht.

Vertieft man sich in die Verwandlung, die hier stattfindet, so tritt im Erleben des Doppelspiels von Leben und Todeserwartung ein Drittes leise hervor: das unzerstörbare Selbst. Das erscheinende Ich mag das Produkt von Vererbung, Entwicklung, Umwelt, Schicksal und Erziehung sein. Dahinter aber liegt jenes Selbst, das die Inder «âtman» genannt haben. Es ist ein ernster Beobachter, ein gewissenhafter Beurteiler, ein stummer Richter; kurz: ein innerer Regulator.

Bis ins Körperliche hinein lässt sich seine Wirkung verfolgen. Denn eben dies ist das Schmerzhafte, das vom Greisenalter unabtrennbar ist: das stete Gefühl der Zerstörungen, die am Leibe beginnen. Wer nicht spürte, was Gesundheit ist, das heisst: wer kein Bewusstsein mehr davon hätte, wie der Leib eigentlich funktionieren sollte, der würde ja nicht darunter leiden, dass erst diese, dann jene Kraft Abschied nimmt, bald dieses, bald jenes Organ den Dienst kündigt. Als Ranke im höchsten Alter die Treppe hinabgestürzt war, soll er sich sofort die Reihe der Päpste aufgesagt haben, um zu «kontrollieren», ob sein Kopf noch «normal» funktioniere.

Nun wohl! Eine ähnliche Kontrollinstanz äussert sich auf noch viel höherer Stufe. Der Sinn für das, was der Mensch sein sollte, wird heller. Daher auch die Schärfe des Urteils über Menschen, die bei manchen Greisen zutage tritt. Sie ist eine Erscheinungsform des gleichen tiefen Kernes, der bei anderen als heitere Milde sichtbar wird: der Mensch, auf dem noch das Leben spielt, bedarf zu jeder Zeit der Nachsicht.

Aber das Tröstende ist: hier ringen nicht nur das Leben und der Tod miteinander. Der Dritte, der sich gleichsam zwischen ihnen halb entschleiert, hat den eigentlichen, den letzten Sinn in der Hand. Für ihn sucht die Menschheit, wo sie sich den Funken ihres höheren Ursprungs bewahrt hat, mit der ganzen Unruhe ihres Herzens nach einem Symbol. Hörte sie je auf, sich danach zu sehnen, so hätte sie den inneren Regulator verloren. Denn im Metaphysischen liegen unsere Wurzeln und im Metaphysischen unser letztes Ziel. Kein besseres und erhebenderes Gleichnis ist uns gegeben als die Liebe. Sie ist es, die sich mit uns verwandelt und in tausend Gestalten erscheint, obwohl die Weisheit der Sprache sie immer mit dem einen Namen nennt: Liebe. Das Alter erfüllt seinen tiefliegenden Sinn

am reinsten, wenn es aus dem Spiel des Lebens mit dem Menschen und dem Spiel des Todes mit dem Leben in die Liebe entweicht. Denn sie ist der Strahl aus der Ewigkeit in die Zeit hinein.

(Diese Arbeit haben wir einer Sendereihe des Westdeutschen Rundfunks, die von Frau Edith Mendelssohn Bar-

tholdy unter dem Titel «Der Lebensabend» zusammengestellt und liebevoll betreut wurde, entnommen. Die Sendereihe ist unter dem gleichen Titel in Buchform von Frau Mendelssohn Bartholdy im Rufer-Verlag Gütersloh herausgekommen. Wir empfehlen die Lektüre dieses Buches allen jenen, die selbst im Lebensabend stehen oder Betagte zu betreuen haben.)

ES IST DIE GESTALT DES TODES, DIE MIT DEM LEBEN SPIELT

André Gide (1869—1951) hat sich schon früh mit dem Tod auseinandergesetzt und die Angst vor dem Unabwendbaren zu überwinden gesucht. In jungen Jahren leidenschaftlich fromm, hat er später ebenso leidenschaftlich die Kirche bekämpft, indessen während seines ganzen Lebens Christus gesucht. Um Christus zu finden, hat er sich dem Kommunismus zugewandt und sich dann tief enttäuscht davon zurückgezogen. Immer wieder hat er sich schöpferisch mit der Parabel des «verlorenen Sohnes» auseinandergesetzt, ja, diese irrende, leidende Gestalt bedeutete ihm Inbegriff des kritischen, suchenden, an sich selbst leidenden modernen Menschen. Die nachfolgenden Notizen entnehmen wir seinem Tagebuch, das, die Jahre 1889 bis 1939 umfassend, in deutscher Uebersetzung von der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart herausgegeben worden ist. Die beiden letzten Notizen sind dem vierten «Journal» entnommen.

Die Redaktion

13. Juli 1930

Je mehr ich mich dem Tode nähere, desto mehr mildert sich die Furcht vor dem Tod. Diese Furcht belege ich mit grosser Verachtung, sobald ich fühle, wie sie sich ausdehnen will, sobald der Künstler ihr nachgibt und sich darin gefällt. Es ist mir immer so vorgekommen, als sei es die höchste Tugend des Menschen, dem Tod ins Auge sehen zu können; und es ist schon recht kläglich, feststellen zu müssen, dass ganz junge Leute ihn weniger fürchten als jene, die, wenn schon nicht des Lebens müde, so doch, da sie gelebt haben, zum Sterben bereit sein müssten.

25. Juli 1930

Ich glaube, dass die Krankheiten Schlüssel sind, die uns gewisse Tore öffnen können. Ich glaube, es gibt gewisse Tore, die einzig die Krankheit öffnen kann. Es gibt jedenfalls einen Gesundheitszustand, der es uns nicht erlaubt, alles zu verstehen. Vielleicht verschliesst uns die Krankheit einige Wahrheiten; ebenso aber verschliesst uns die Gesundheit andere oder führt uns davon weg, so dass wir uns nicht mehr darum kümmern.

Ich habe unter denen, die sich einer unerschütterlichen Gesundheit erfreuen, noch keinen getroffen, der nicht nach irgendeiner Seite hin ein bisschen beschränkt gewesen wäre; wie solche, die nie gereist sind; und ich erinnere mich, dass Charles-Louis Philippe die Krankheiten sehr schön «die Reisen der Armen» nannte.

Die noch nie krank waren, sind des Mitgefühls für eine ganze Anzahl Elendszustände nicht fähig.

9. November 1930

Ach, ich möchte die Zeit, die mir noch zu leben bleibt, besser ausnützen!

19. Dezember 1930

Das Urteil, das man über die Dinge fällt, ändert sich je nach der Zeit, die man noch zu leben hat — die man glaubt, noch zu leben zu haben.

4. Januar 1931

Jeden Abend vor dem Einschlafen, und häufig auch im Lauf des Tages stellte sich X. (das bin ich) die Frage:

«Bin ich wirklich zum Sterben bereit?»

Er nahm es auf sich, zu antworten: «Ja.»

16. März 1931

Seit ich mich damit abgefunden habe, vielleicht nur noch Posthumes zu schreiben, habe ich zum Schreiben überhaupt keine Lust mehr.

Roquebrune, 12. Januar 1932

Grosse und schöne Gestalt meines Onkels Charles, den ich besucht habe, ehe ich Paris verliess. Seit einiger Zeit leidet er an Kehlkopfkrebs und wird von Tag zu Tag schwächer.

«Ist es sehr schmerzhaft?»